

AUFBRUCH

# EIN SCHIMMER HOFFNUNG FÜR MOGADISCHU

In allen Teilen Somalias hofft die Jugend auf Frieden und Bildung – dabei können das Wissen und die Ideen helfen, die Exil-Somalier bei ihrer Rückkehr in ihr Land mitbringen

Die Hauptstadt Somalias ist noch immer ein lebensgefährlicher Ort. Doch jetzt kehren Tausende aus dem Exil zurück, die vor dem Krieg geflohen waren. Sie sind erfüllt von Zuversicht

## AUF SCHWUNG

... und Bauboom: Mogadischu ist eine der am schnellsten wachsenden Städte der Welt. Im Zentrum schießen die Grundstückspreise in die Höhe, die Mieten entsprechen denen in Europa





## SELBSTBEWUSSTSEIN

... und Eleganz: Die jungen Frauen treffen sich im »Friedenspark«, einem Flecken Grün in der Innenstadt von Mogadischu samt Bänken, Kettenkarussells – und dem Anschein von Normalität

## HORIZONT

... und Strandvergnügen. Am Lido trifft sich, wer ins Weite schauen will. Neue Restaurants und Bars öffnen – Zeichen für den Optimismus in der Stadt



D

DER BEZIRKSBUERGERMEISTER knetet seine Baseballkappe, als sei sie daran schuld, dass der Ball knapp am Pfosten vorbeifliegt. Abdikarim Alikaar, 42, springt hoch von seinem Sitzplatz auf der Ehrentribüne, die Spieler auf dem Kunstrasenplatz lässt er keine Sekunde aus den Augen: Die Elf von Waberi („Morgendämmerung“) kickt in gelben Trikots gegen die Jugendmannschaft von Hodan („Ort“) in Orange – das Finale im Hauptstadttturnier von Mogadischu. Alikaar fiebert für Waberi.

Es ist ein historisches Spiel: das erste Fußballmatch seit drei Jahrzehnten, das nach Anbruch der Dunkelheit angepfiffen wird. Bis vor Kurzem hätte sich niemand um diese Zeit auf die Straßen getraut.

Das Banadir-Stadion leuchtet wie ein Raumschiff in der schwarzen Nacht: Flutlicht! Allein das ist in dieser kriegsversehrten Stadt ein Erlebnis. Jeder

der 10 000 Plätze ist besetzt, noch auf den Umfassungsmauern drängen sich die Zuschauer.

Den froschgrünen Kunstrasen hat die FIFA spendiert, am Rand des Spielfelds steht wie selbstverständlich eine Flotte von Krankenwagen bereit, dabei ist auch sie ein kleines Wunder: Im Rest des Landes werden Kranke und Verwundete in Schubkarren zu Ärzten gebracht, und nicht jeder überlebt den Transport.

Jenseits des Stadions liegt die Welt in Trümmern, und die islamistische Shabaab-Miliz, die zum al-Qaida-Netzwerk gehört, droht täglich mit Anschlügen, aber hier trotzen Tausende dem Bürgerkrieg ein bisschen Alltag ab. Tränen stehen in Abdikarim Alikaaers Augen: „Junge Menschen tanzen, singen und feiern. Sie haben ihren Spaß – und das in Mogadischu!“

IN TROST FÜR viele Stunden des Zweifels ist dieses Match, nach immer neuen Attentaten, Toten, Verletzten. Und eine Bestätigung, dass Alikaar die richtige Entscheidung für sein Leben getroffen hat, trotz allem: Der 42-Jährige ist 2015 nach Mogadischu zurückgekehrt, nach mehr als 20 Jahren Flucht und Exil. Er



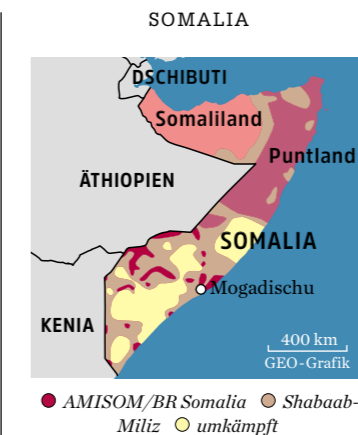
Trümmer sind nach wie vor allgegenwärtig in Mogadischu – und ein Teil der Nahrung stammt, wie zuvor in den Zeiten des Krieges, aus dem Meer



Abdikarim Alikaar (M.) hat das sichere Exil gegen Aufbauarbeit in Somalia getauscht. Er jubelt beim ersten abendlichen Fußballspiel seit drei Jahrzehnten

hat seine sichere Existenz in London eingetauscht gegen ein einsames Dasein in Lebensgefahr.

„Ich wollte die Situation in Somalia verändern, statt sie nur zu ertragen“, sagt der Bürgermeister des Bezirks Howl Wadag. Es ist kaum zu ermessen, wie viel Mut und Entschlossenheit dazu gehören. In Mogadischu kann sich der kleine, muskulöse Mann nur bewacht von Bodyguards bewegen. Zwar tobt kein offener Krieg mehr, aber der Tod ist noch immer Alltag. Im Oktober 2017 starben beim größten Anschlag in der Geschichte des Landes über 500 Menschen, Hunderte wurden verletzt. Islamisten hatten einen mit Sprengstoff gefüllten Lastwagen an einer der belebtesten Kreuzungen gezündet.



Etwa 14 Millionen Einwohner leben in Somalia – in einem Staat ohne landesweit anerkannte Regierung. In Mogadischu und im Süden versucht die politische Führung mithilfe der afrikanischen AMISOM-Truppen die Islamisten zurückzudrängen. Somaliland und Puntland wollen mehr Unabhängigkeit

Seine Familie hat Alikaar in England zurückgelassen. Seit drei Jahren sieht er seine vier Kinder, das jüngste ist vier Jahre alt, das älteste 16, nur bei Videotelefonaten. Immerhin, so sagt er, sprechen sie fast täglich miteinander.

Alikaar ist auch an einen Ort des Schmerzes zurückgekehrt: In Mogadischu sind sein Vater, sein Bruder und viele Verwandte ermordet worden. Er selbst wurde von Warlords bedroht, gedemütigt, gekidnappt.

1994 verließ er schließlich das Land, das ihm keine Zukunft verhieß, sondern nur den Tod. In London wurde er Journalist, und er reiste sehr viel: nach Schweden, Norwegen, Deutschland. Je mehr er erlebte und lernte, desto drängender wurde für ihn die Frage nach

dem Schicksal seiner Heimat. „Ich habe in Europa so viele Menschen gesehen“, sagt er, „die ein friedliches Leben in demokratischen Staaten führen, und mich gefragt: Warum soll das in Somalia nicht möglich sein?“

Seine Frau ließ ihn ziehen, weil sie verstand, dass er im Exil seine Ruhe nicht finden würde. Alikaar arbeitete auch in Somalia zunächst als Journalist bei einem Radiosender – die erste Mutprobe in der neuen alten Heimat, denn für Journalisten ist Mogadischu eine gefährliche Stadt. Allein im Jahr 2017 wurden fünf ermordet.

Als der Bürgermeister von Mogadischu Alikaar im Mai 2017 fragte, ob er bereit sei, die Verantwortung für den Bezirk Howl Wadag zu übernehmen, zögerte Alikaar kurz – und nahm an.

Und jetzt dieses Spiel! Um ihn herum recken Fans Mobiltelefone in den Himmel und zeichnen Lichterstreifen in das Dunkel, sie klatschen, sie jubeln.

Diktator Siad Barre hatte Fußballspiele gegen Ende seiner Herrschaft verboten, weil er sogar in harmlosen Sportveranstaltungen Keime des Aufruhrs witterte. Nicht verhindern konnte er die Zusammenkünfte der Clans, die das gesellschaftliche Gefüge in Somalia beherrschen. Sie stürzten 1991 erst den Diktator – und dann das Land weiter ins Chaos.

Mehr als zwei Jahrzehnte lang galt es als Paradebeispiel eines „gescheiterten Staates“. Erst 2012 wurde, mit Unterstützung der UNO, wieder eine Zentralregierung gewählt; die kontrolliert bis heute kaum mehr als die Hauptstadt. Seit rund zehn Jahren kämpft vor allem die al-Qaida-nahe Shabaab-Miliz gegen die Regierung. Jenseits der Stadtgrenzen beherrschen die Islamisten viele Landesteile beinahe unangefochten. US-amerikanische Drohnenangriffe und die 22 000 Mann starke afrikanische Eingreiftruppe AMISOM haben daran nichts geändert.

An diesem Abend siegt für kurze Zeit der Frieden. Auf dem Rasen gewinnt Waberi, die männlichen Fans jubeln, springen in die Luft, recken die Arme. Die Frauen freuen sich stiller – Gefühlsausbrüche gelten als wenig schicklich.

In der Nacht liest Alikaar in den sozialen Medien, am Eingang zum Stadion hätten Unbekannte ein Auto mit Sprengstoff geparkt. Die Polizei konnte den Sprengsatz entschärfen.

**A**UF DER ZENTRAL gelegenen Makkah-Almukarramah-Straße sind Minibusse und motorisierte Dreiräder wie immer früh unterwegs. Dazwischen Eselkarren, Schafe, Fußgänger. Hin und wieder rast ein Pick-up vorbei, auf der Ladefläche hagere Kerle, mit Sonnenbrillen und Kalaschnikows. Gefolgt von den gepanzerten Geländewagen der neuen somalischen Elite: Politiker

## »JUNGE MENSCHEN TANZEN, SINGEN, FEIERN. SIE HABEN SPASS – UND DAS IN MOGADISCHU!«

A. ALIKAAR, BEZIRKSBÜRGERMEISTER

und Geschäftsleute. Die Insassen gut verborgen hinter schwarz getönten Scheiben. Über Ruinen und blitzblanken neuen Wellblechdächern leuchten meterhoch Werbetafeln: Fluglinien bieten Tickets nach Dubai oder Istanbul, Banken preisen Kreditkarten an, Telefonunternehmen buhlen um Kunden.

In der Druckerei „Somprint“ sind pünktlich um 7.30 Uhr die großen Maschinen angelaufen. Der Besitzer, Abdullahi Sheikh Muse Hassan, 43, hat wie jeden Samstag mit seinen Abteilungsleitern gefrühstückt.

„In Leicester waren viele Angestellte am Montag verkatert“, erzählt der Chef. „Hier kann man Samstag früh sofort mit der Arbeit anfangen, weil niemand Alkohol trinkt.“ Fast alle Somalier sind Muslime, der Koran verbietet den Genuss von Alkohol. Die Arbeitswoche beginnt am Samstag, Freitag ist der wöchentliche Feiertag.

In der Halle stehen vor allem Heidelberg Druckmaschinen. Auf dem Fußboden stapeln sich Bücher, Erzählungen, von somalischen Autoren im

Eigenverlag publiziert, neben Werbezetteln von privaten Krankenhäusern und Schulen.

Auch Sheikh Muse Hassan hat 20 Jahre lang im Exil gelebt, 2014 ist er zurückgekehrt aus Großbritannien. Die Entscheidung hat er gemeinsam mit seiner Frau Deka Qalib, die an der Universität Leicester Englisch unterrichtete, und ihren vier Kindern, zwischen neun und 16 Jahre alt, getroffen – überzeugt davon, dass es auch von jedem Einzelnen abhängt, ob sich ein Land zum Besseren verändert. Dass irgendjemand anfangen muss, Inseln der Normalität im rechtsfreien Chaos zu schaffen. „Ich bin zurückgekehrt, um das zu machen, was ich gern tue: Unternehmen gründen und Menschen Arbeit geben“, sagt Sheikh Muse Hassan. „Und ich will beim Wiederaufbau helfen.“

Hunderte, vielleicht Tausende von Heimkehrern teilen diese Entschlossenheit, diese halsbrecherisch anmutende Zuversicht. Ihre genaue Zahl kennt niemand, sie arbeiten als Unternehmer, als Ärzte, betreiben Restaurants oder Baufirmen. In der Politik sind sie ebenso allgegenwärtig, im Parlament, im Kabinett; auch der Präsident, Mohamed Abdullahi Mohamed, besitzt einen US-amerikanischen Pass. Viele von ihnen sind jung, gut ausgebildet, Akademiker: ein Netzwerk der Hoffnung.

Sie verändern die Stadt. Am Lido, dem einstmaligen legendären Strand, wird überwiegend Englisch gesprochen mit vielen Akzenten, wenn sich an Feiertagen die Besucher dicht an dicht die Füße von Meereswellen umspülen lassen – die Ruinen im Rücken, den Blick auf den Horizont gerichtet.

Es ist ein Vergnügen in bizarrer Kulisse, eines der wenigen, die die Stadt zu bieten hat. Von all den Restaurants und Bars, in denen in den 1960er und 1970er Jahren gefeiert wurde, mit Delikatessen, schottischem Whisky und erlesenen Weinen, sind schimmelig-schwarze Mauerreste geblieben. Und vielleicht noch die Erinnerungen der Älteren an die „Elfenbeinperle am Indischen Ozean“, wie die Hafenstadt genannt wurde, weil ihre Häuser in Weiß erstrahlten.



## »ICH BIN AUS DEM EXIL HEIMGEKOMMEN, UM DAS ZU MACHEN, WAS ICH GERN TUE: MENSCHEN ARBEIT GEBEN«

ABDULLAHI SHEIKH MUSE HASSAN, DRUCKEREIBESITZER

Ein wenig Idylle in einer chaotischen Stadt. Sheikh Muse Hassan ist mit seiner Frau Deka Qalib und vier Kindern nach Somalia gezogen



Die Druckerei stellt Flyer, Bücher, Poster her. Derzeit hat Sheikh Muse Hassan 60 Angestellte. Er sucht größere Räume, der Betrieb wächst





Wer Geld hat, kleidet sich in der »Mogadishu Mall« ein. Wer keines hat, fährt dort Rolltreppe – die erste der Stadt, eine Attraktion



In seiner Druckerei spricht Sheikh Muse Hassan gleichzeitig in sein Handy und das Telefon auf seinem Schreibtisch. An einem Schrank hängt das Plakat eines Kunden: „Plan for the future“. Immer wieder wirft er einen Blick auf die Bilder der zwölf Kameras, die den Betrieb überwachen. „Wir arbeiten in einem schwierigen Umfeld“, sagt er nüchtern, nonchalant. „In Mogadishu bist du überall und zu jeder Sekunde gefährdet.“ Trotzdem hat er keine Eskorte, er fährt im eigenen Auto durch die Stadt. „Die meisten Gefahren spielen sich im Kopf ab. Ich will mich von der Angst nicht beherrschen lassen.“

Wer etwas wagt, kann reich werden in Mogadishu. Denn in dieser Nachkriegszeit wird fast alles gebraucht und muss eingeführt werden, von Baumaschinen bis Weizenmehl; weil das Land ein so gut wie rechtsfreier Raum ist, ist die Regierung nicht in der Lage, Zolgebühren und Steuern einzutreiben.

Hotels eröffnen, Restaurants, Taxibetriebe und Banken. Türkische Unternehmen betreiben den Hafen und den Flughafen, der Immobilienmarkt floriert; viele der früheren Eigner sind geflohen, und wenn es Streit gibt, klären Milizionäre die Besitzrechte im Auftrag des Stärkeren mit Kalaschnikows.



Der Hauch von Frieden bringt neue Sorgen, um die Fitness etwa. Die Studios sind noch schlicht; neben Kraftsport sind Judo und Boxen populär



Leibwächter umringen Bezirksbürgermeister Alikaar auf dem Weg zum Bakara-Markt, der berüchtigt ist als Versteck für Kriminelle und Islamisten



Geld steckt in allem, was die Bürger brauchen und der Staat nicht zur Verfügung stellt; lukrativ ist deshalb sogar der Verkauf von Wasser aus Brunnen. Oder die Produktion von Strom.

Eines der wichtigsten Geschäfte: die internationale Hilfe. Allein 2016 kamen 1,3 Milliarden US-Dollar offizielle Entwicklungsgelder ins Land – eine Goldgrube für dubiose Helfer. Die Gefahr nährt den Markt der Sicherheitsfirmen, die für 1200 US-Dollar am Tag bewaffneten Begleitschutz und gepanzerte Fahrzeuge anbieten.

Insbesondere die Immobilienbranche boomt. Ein Gebäude in der Via Roma, einer kleinen Straße in der Altstadt, kostet eine Million US-Dollar. Die Mieten sind ähnlich hoch wie in

Europa: 1000 Dollar für eine Vierzimmerwohnung sind nicht ungewöhnlich. Offensichtlich sind so viele Geschäftsleute und Investoren im Mogadishu-Fieber, dass Neubauten zwischen den Ruinen den Bedarf kaum decken.

Abdullahi Sheikh Muse Hassan fühlt sich trotz allem in Mogadishu zu Hause. In Großbritannien war und blieb er ein Flüchtling, selbst dann noch, als er sich längst als Unternehmer etabliert hatte. Er spricht mit britischem Akzent, hat Geschichte und Internationale Beziehungen studiert, an der Universität Oxford einen Master in Verlagswesen gemacht und danach seine erste Druckerei gegründet. Er sei, sagt er, dankbar für die Zuflucht, dankbar für die Chancen im Exil.

Und doch: „In Großbritannien war die erste Frage immer: Woher kommen Sie?“ Oft las er in den Augen seiner Gesprächspartner Unbehagen, weil er dunkelhäutig ist und Muslim.

Sein Unternehmen wächst, Sheikh Muse Hassan sucht nach größeren Räumen. Mit zehn Angestellten hat er 2014 begonnen, mittlerweile beschäftigt er 60 Mitarbeiter, ab und an kommen Tagelöhner hinzu. Von dem Geld, das ein Arbeiter verdient, leben in Somalia häufig zwei Familien, um die zwölf Menschen. An der Druckerei hängt also die Existenz von mehr als 800 Menschen – Fortschritt in einem Land, in dem kaum jemand reguläre Arbeit hat und noch immer Milizen und Sicherheitsfirmen die wichtigsten Arbeitgeber sind.

**A** LIKAARS PICK-UP RAST ohne zu bremsen auf das Tor des Rathauses in seinem Bezirk Howl Wadag zu. Davor suchen Rinder zwischen Trümmern nach Futter, aus einer benachbarten Koranschule schallt der Singsang von Kinderstimmen. Ein Schild des UNMAS, des Minenräumdienstes der Vereinten Nationen, warnt vor Minen, Sprengfallen und Blindgängern.

Im letzten Moment reißen Sicherheitsleute das Tor auf, damit das Auto nicht anhalten muss – jeder Stopp vor einer Einfahrt ist lebensgefährlich in Mogadischu. Abrupt kommt das Fahrzeug zum Stehen, acht Leibwächter springen, Kalaschnikows geschultert, von der Ladefläche. Drahtige Kerle, sie sehen furchteinflößend aus in ihren ausgetretenen Militärstiefeln, die Senkel ungeschnürt, in Uniform oder in Jeans, mit Palästinensertüchern.

Nicht einmal die ältesten von ihnen haben Frieden erlebt: Abdikarim, 29, Ahmed, 28, und Samir, 28, waren Kleinkinder, als 1991 der Krieg begann. Der Hof von Alikaars Dienststelle ist eine Art Waffenstillstandszone; im Schutz der hohen Mauer fällt die Anspannung von den Männern ab, sie sitzen im Schatten der Bäume, plaudern, lachen.

Alikaar verschwindet in einem ocker-gelben, schnörkellosen Bau. Dicke Vorhänge in Blau-Weiß, den Farben Somalias, wehren die Hitze ab, zwei nackte Energiesparbirnen an der Decke hellen das Zwielflicht auf. Ein wenig verloren wirkt der Bezirksbürgermeister hinter seinem riesigen Schreibtisch.

„Als Journalist wollte ich darüber aufklären, wie Demokratie funktioniert“, sagt Alikaar. „Jetzt versuche ich mich zu verhalten, wie sich ein demokratischer Politiker verhalten sollte.“

Die Menschen im Viertel verblüfft er mit jungenhaftem Elan. Und unermüdlich wirbt er bei den Bürgern für ihren Staat. Dafür muss der allerdings, das weiß Alikaar, seinen Bürgern etwas bieten. Weil das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und der Regierung zerrüttet ist, kümmert er sich um alles: „Ich bin Psychologe, Lehrer, Ratgeber und Politiker.“

## L U F T S P R U N G

... und Verzweiflung. Zusätzlich zum Krieg macht 2017 die schlimmste Dürre seit 40 Jahren Hunderttausende zu Flüchtlingen im eigenen Land. Im Lager Badbaado, im Westen von Mogadischu gelegen, warten Familien auf Hilfe





Alikaar hat im Hof des Rathauses ein Basketballfeld anlegen lassen, dort trainiert die Frauenmannschaft, die er fördert. Für ihn ein kleiner Schritt auf dem Weg, die Allmacht der Männer zu brechen. Sogar beim Saubermachen provozierte er einen kleinen Aufstand: Alikaar will, dass die Straßen täglich gereinigt werden und nicht nur einmal in der Woche. Die neuen Jobs, die dabei entstehen, sollen zur Hälfte Frauen erledigen – weshalb empörte Männer mehrmals das Rathaus stürmten: Sie hätten den Lohn lieber für sich. Alikaar sucht auch Lehrer für Flüchtlingskinder; 3000 Familien, mehrere Tausend Menschen, Vertriebene aus allen Teilen Somalias, hausen seit Jahren in Hütten aus Wellblech, Ästen, Planen.

Für all das braucht er Geld; es ist da, ist Alikaar überzeugt – der Staat muss nur Steuern eintreiben. Das klingt so selbstverständlich wie simpel, aber mit solchen Forderungen schafft sich der Bezirksbürgermeister mächtige Feinde.

Zum Beispiel auf dem Bakara-Markt. In den Gassen wird mit fast allem gehandelt: Büstenhaltern, halben Schafen, gefälschten Dokumenten, Waffen und Gold. Der Markt ist das wirtschaftliche Zentrum von Mogadischu und liegt in Alikaars Bezirk – er könnte ein Segen sein und ist ein Fluch, weil er Somalia im Kleinen abbildet: nicht zu kontrollieren, lebensgefährlich.

Ein Ort märchenhafter Gewinne für jene, die Waffen besitzen, um die Regeln des Geschäfts und des Umgangs zu diktieren. Kriminelle und Islamisten finden hier, sagt man, Unterschlupf.

Und ausgerechnet diese Klientel will Alikaar zu Bürgern eines Rechtsstaates machen.

Er fährt zu einem Ortstermin auf dem Markt, er soll einen Streit um ein Grundstück schlichten. Einblick in die Geschäfte zu bekommen ist das gefährlichste Projekt des Bezirksbürgermeisters; nur wenige Politiker wagen sich in das Gassengewirr. Wir, der Fotograf Marco Gualazzini und ich, begleiten ihn.

Der Verkehr wird dichter. Alikaars Pick-up bleibt im Gewühl aus Fußgängern, Eselkarren, motorisierten Dreirädern, Geländewagen stecken. Rollt

ein paar Meter. Steht. Die Leibwächter laufen neben dem Wagen her, blicken sich um, Waffen im Anschlag. Schließlich steigt Alikaar aus, seine Männer nehmen ihn sofort in ihre Mitte, und der Tross bahnt sich seinen Weg.

Es ist heiß, laut, die Luft scheint wie elektrisch aufgeladen von Aggression. Aber Alikaar geht unbeirrbar voran, den Kopf geneigt, als könne er mit seinem Schädel jedes Hindernis aus dem Weg räumen. Die Leibwächter haben Mühe, Schritt zu halten.

Das Grundstück, um das gestritten wird, liegt in der „Kleiderabteilung“, der Markt ist organisiert wie ein Freiluftkaufhaus. Die Ladenverschlüsse sind

**»ICH VERHALTE MICH SO, WIE SICH EIN DEMOKRATISCHER POLITIKER VERHALTEN SOLLTE«**

A. ALIKAAR, BEZIRKSBÜRGERMEISTER

aus Wellblech, an den Wänden hängen Stoffe, Wäsche, Hemden. Der Preis für den vier mal sieben Meter großen unscheinbaren Flecken unbebauter Erde: 65 000 US-Dollar. Andere Grundstücke kosten eine Million US-Dollar, erzählt Alikaar.

Weil kein Grundbuch existiert und die Besitzverhältnisse nicht eindeutig dokumentiert sind, eskalieren Streitereien um Land schnell. Und weil Waffen in der Stadt so verbreitet sind wie andernorts Fahrräder, enden die Konflikte häufig tödlich.

Händler drängen aus ihren Läden, Tagelöhner lassen ihre Karren stehen, sie branden auf Alikaar zu, der Kreis um ihn wird dichter und dichter: Der Bezirksbürgermeister repräsentiert den Staat, und dieser Staat soll gefälligst zuhören! Geschrei, jeder fällt jedem ins Wort, Kontrahenten gehen mit Fäusten aufeinander los. Alikaars Leibwächter springen hierhin, dorthin, um im Falle eines Angriffs vor ihm zu stehen.

Der Bezirksbürgermeister hat Mühe zu begreifen, wer Käufer, wer Verkäu-

fer, wer Nachbar ist. Allmählich setzt er aus den Wortfetzen die Geschichte des Streits zusammen: Der Käufer will auf dem Grundstück einen Laden bauen, der in die Gasse hineinreichen soll – zu weit, finden die Nachbarn.

„Wir kommen mit unseren Waren nicht mehr durch!“, schreien die einen.

„Er hat kein Recht, sich die Gasse zu nehmen!“, rufen die anderen.

Alikaar zieht ein Maßband aus der Hosentasche, bei Grundstücksstreitereien kann es um Zentimeter gehen. Auf den Knien misst er die Länge des Grundstücks, einmal, zweimal – siebenmal. Denn auch andere haben Maßbänder dabei, sie messen nach, als habe der Bürgermeister seines gezinkt.

Alle starren zu Boden, da springt Alikaar auf und reißt einem spindeldünnen jungen Mann in Jeans und Unterhemd das Telefon aus der Hand. Leibwächter werfen ihn und zwei seiner Freunde zu Boden, fesseln ihnen die Hände hinter den Rücken, verbinden ihnen die Augen. Blitzartig, wie viele Male geprobt. Der Überwältigte ist so verblüfft, dass er nicht einmal protestiert, als Alikaars Männer schon wieder aufrecht stehen: Als wäre nichts geschehen. Und auch die Streithähne blicken kaum auf und schreien einander weiter an, als sei eine Szene wie diese das Normalste der Welt.

Marco Gualazzini und ich sind der Auslöser der Eskalation. Alikaar hatte mit angehört, wie der junge Mann seine Freunde fragte, was die beiden „weißen Ungläubigen“ auf dem Markt zu suchen hätten. Dann habe der junge Mann zum Handy gegriffen ...

„Vielleicht wollte er nur seine Frau anrufen“, sagt Alikaar, betont sachlich. „Aber er könnte auch zur Shabaab-Miliz gehören und wollte womöglich Verstärkung holen.“ So allgegenwärtig sind Islamisten in dieser Stadt, und so porös ist das Vertrauen, dass jeder in jedem einen möglichen Terroristen sieht.

Die Händler, so wird vereinbart, dürfen die jungen Männer freilassen, dürfen wir den Markt verlassen haben. Alikaar ist ein Meister der Kompromisse, das gilt auch für die hitzige Debatte um das Grundstück: Der Käufer darf seinen Laden bis an den äußersten Rand der



Alikaar (r.) schlichtet einen Grundstücksstreit. Die Stimmung ist aggressiv. Der Bürgermeister beruhigt – und lässt nachmessen

Ein falsches Wort, und Alikaars Leibwächter fesseln den jungen Mann: Gehört er womöglich zur Shabaab-Miliz?



**»DER JUNGE MANN KÖNNTE ISLAMIST SEIN UND VERSTÄRKUNG HOLEN WOLLEN«**

ABDIKARIM ALIKAAR, BEZIRKSBÜRGERMEISTER

Fläche bauen, aber er darf nicht den Weg durch die Gasse behindern. Plötzlich löst sich die Stimmung auf in Gelächter und Schulterklopfen – war da was?

Stunden später, Alikaar ist zurück im Büro, erfährt er, dass an diesem Nachmittag auf dem Markt eine Frau erschossen worden ist. Sie stand unbetitelt im Weg, als wieder ein Streit eskalierte, wieder jemand schoss. Am Abend dann ein Mordversuch in Alikaars Viertel: Bewaffnete zielen aus dem fahrenden Auto auf einen Senator; er bleibt unverletzt.

**J**EDER TAG, DEN man in Mogadischu überlebt, ist ein Erfolg“, sagt Dekka Qalib, 44, die Frau des Druckereibesitzers. Es ist früher Abend, sie ist von der privaten Universität nach Hause gekommen, an der sie

Englisch unterrichtet. Ihre vier Kinder sind zurück aus der Schule, ein Schulbus hat sie im Viertel Dan Wadaagaha abgesetzt; es liegt in der Nähe des schwer gesicherten Flughafens und gilt daher als vergleichsweise ungefährlich.

Das Ehepaar sitzt mit beiden Söhnen im Hof, sie spielen Schach, die Bäume blühen violett. Hohe Mauern schützen das kleine Idyll zwar – sicher aber ist es nicht: Vor sechs Monaten griffen Unbekannte das Haus der Nachbarn mit Mörsergranaten an.

„Wir saßen draußen so wie jetzt. Plötzlich ein dumpfer Knall nebenan, Schreie. Steinbrocken flogen über unsere Mauer.“ Schüsse fielen, Dekka und die Kinder waren in Panik. Die Nachbarn, manche blutverschmiert, suchten bei ihnen Zuflucht, unter den Bäumen lagen die Verletzten.

„In solchen Momenten frage ich mich, ob es richtig war, meine Kinder hierherzubringen“, sagt Dekka und wägt ihre Worte mit Vorsicht. Ihr bodenlanges Gewand trägt sie mit Stolz wie ihr Kopftuch: Beides ist Ausdruck der Religion, die ihr Halt gibt. „In Leicester haben die Leute mich wegen meines Kopftuchs für ungebildet gehalten“, erzählt sie mit ruhiger Stimme, aber mit zornigem Blick. Sie, die Englischprofessorin, wurde in verstümmelten, primitiven Sätzen angesprochen.

Die Entscheidung, nach Mogadischu zurückzukehren, war die schwerste ihres Lebens. Würden sie überleben? Was, wenn die Kinder als Waisen zurückblieben? Die Frage, ob die privaten Schulen gut genug sind, um den Kindern eine solide Ausbildung mitzugeben, war demgegenüber eher schlicht.

Die Entscheidung für Mogadischu war die schwerste im Leben von Dekka Qalib und Sheikh Muse Hassan: Würden sie ihren Traum mit dem Leben bezahlen?



Wie ein Mahnmal steht die Ruine des Parlaments in der Stadt. Nach einem Vierteljahrhundert Krieg ist Somalias Zukunft ungewiss, trotz aller Hoffnung



Mogadischu sei „furchteinflößend“, sagt Salahudin; er ist ein schlaksiger Junge, der deutlich älter wirkt als seine 13 Jahre. Die Stadt macht ihm immer noch Angst; er senkt die Stimme, als er das sagt. Und auch sein Bruder Muslim, 16, ringt um Worte, als wolle er nichts Schlechtes sagen über die Stadt, die seine Eltern offensichtlich lieben. Mogadischu sei schon okay, aber er vermisse die Annehmlichkeiten des britischen Lebens: das Essen, Süßigkeiten, warmes Wasser ...

Und doch: Alle in der Familie versuchen, dem Chaos einen möglichst normalen Alltag abzutrotzen. Wenn die Kinder von der Schule erzählen, vom Basketballspiel, von ihrer Playstation, dann scheint Mogadischu plötzlich gar nicht so anders als Leicester zu sein. Freitags gehen alle sechs an den Strand oder Pizza essen, das lieben die Jungs.

Mit jedem Tag, an dem keine Toten zu beklagen sind, mit jeder Woche, in der kein Anschlag verübt wird, wächst in Dekka Qalib die Hoffnung, dass das Schlimmste vorbei ist.

„Ich glaube, dass wir die Angst hinter uns gelassen haben“, sagt Sheikh Muse Hassan. „Du entscheidest dich für eine

Sache, und fertig. Wenn wir bald unseren letzten Tag erleben, dann ist das eben unser letzter Tag. Wir konzentrieren uns mehr auf die schönen Seiten des Lebens als auf die schlechten. Anders können wir hier nicht leben.“

Bezirksbürgermeister Alikaar sagt: „Ich habe keine andere Wahl, als optimistisch zu sein. Sonst müsste ich nach London zurückgehen. Wieder wegrennen, so wie vor 20 Jahren.“

Auch er hat eine Entscheidung getroffen: Er will Mogadischu zu einem Ort machen, an dem er mit seiner Familie leben kann. Ein Traum, vielleicht ein Hirngespinnst. Aber wer sich auf dem Bakara-Markt durchsetzt, kann vielleicht auch das schaffen. 📍



Die Reporterin **BETTINA RÜHL** berichtet regelmäßig über Somalia, meist fürs Radio. Der italienische Fotograf **MARCO GUALAZZINI** arbeitet seit 2012 an einem Langzeit-Fotoprojekt über das Land.